

Es sind bewegte Zeiten:

Belastet von der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle, von gleichzeitigem scharenweisen Auszug der Menschen, ringt unsere Kirche um Standortbestimmung, Veränderung und Erneuerung. Die Initiative „Maria 2.0“, die rasend schnell Verbündete gefunden hat, erhebt laut ihre Forderungen nach der vollen Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Kirche, nach dem Ende von Klerikalismus und Machtmissbrauch sowie nach einer an der Lebenswelt der Menschen orientierten Sexualmoral. Amtlicherseits hingegen wittert man die unzulässige Verquickung von Themen oder gar die Verzweckung der Gottesmutter.

Gleichwohl haben diese Themen deutlich miteinander zu tun. Sie werden eben nicht instrumentalisiert. Vielmehr sind sie Ausdruck des riesigen Reformstaus, der seit Jahren auf der Kirche lastet und sich nun deutlich Bahn bricht.

So steht eben vieles gleichzeitig auf der Tagesordnung – in seiner ganzen Bandbreite.

Vor zwei Wochen habe ich Sie vor den Gottesdiensten über die Missbrauchsvorwürfe gegen den Pfarrer von St. Josef in Kenntnis gesetzt, der von 1975 bis 1983 dort tätig war.

Viele von Ihnen sind – aus nachvollziehbaren Gründen – erschüttert: als Gemeindemitglieder, als Weggefährten, die mit ihm in St. Josef zusammengearbeitet haben, als damalige Meßdiener.

Die Vorwürfe gegen den Pfarrer wurden 38 Jahre nach dem seinerzeitigen Vorfall erhoben von einem Mann, der damals 20 Jahre alt war. Es ist nicht meine Rolle, über den Pfarrer zu urteilen. Er wird sich selbst zu verantworten haben.

Es geht auch nicht darum, das Lebenswerk eines Priesters zu beschmutzen, wie manche Stimmen meinen. Es geht hier schlicht und einfach um Gerechtigkeit gegenüber einem Betroffenen, dem Schlimmes widerfahren ist.

Von daher muß nicht die Veröffentlichung gerechtfertigt werden, sondern das Verschweigen. Manche springen schnell auf die Seite des Beschuldigten und bringen wenig Einfühlung für den Betroffenen auf. Das alte, verhängnisvolle Muster, das die Kirche viel zu lange genauso praktiziert hat. Ein Muster, von dem auch unser Bistum seit längerem deutlich abgerückt ist, indem es jeden bekannt werdenden Fall der Staatsanwaltschaft übergibt.

In vielen Gesprächen der letzten zwei Wochen bin ich gefragt worden:

Warum konnte der junge Mann sich nicht abgrenzen? Und warum meldet er sich erst jetzt?

Das hat mit dem Traumatischen solcher Widerfahrnisse zu tun, wie ich auch aus dem Gespräch mit dem Betroffenen weiß. In der Situation eines sexuellen Übergriffs ist man perplex und handlungsunfähig. Viele versuchen, den Übergriff zu „verarbeiten“, in dem sie ihn verdrängen, die Erinnerung auszulöschen versuchen. Doch unter der Oberfläche gärt es. Und irgendwann meldet es sich wieder. Im letzten Herbst hat sich ein Missbrauchsoffer vom Niederrhein bei mir gemeldet, ein fast 75-jähriger Mann. Über 60 Jahre lang konnte er nicht sprechen über das Schlimme, das ihm widerfahren ist.

Ich kann es nur begrüßen, dass Bischof Genn für unser Bistum eine klare Linie im Umgang mit Missbrauchsfällen aufgezeigt hat und das Wohl der Betroffenen über das Wohl der Kirche stellt.

Vom Belastenden und Schweren zum Erfreulichen und Ermutigendem: so groß war die Spannweite in den Gottesdiensten vor zwei Wochen. Ein Seminarist aus dem Priesterseminar,

ein angehender Pastoralassistent aus unserer Gemeinde sowie unser ehrenamtlicher Pfadfinderkurat haben ihr persönliches Zeugnis darüber gegeben, welchen Weg sie mit Gott gehen und warum sie sich in unserer Kirche engagieren. Sie stellen sich in eine Realität von Glauben und Kirche, in der wir ganz viel Ungleichzeitiges erleben und auch aushalten müssen. Hut ab vor jungen Menschen, die nicht gehen, sondern bleiben. Und nicht nur bleiben, sondern mitgestalten.

Das gilt auch für die ehrenamtlich und hauptberuflich Engagierten, die am letzten Wochenende ihre Ansichten zur Initiative Maria 2.0 geäußert haben. Sehr erfahrungsbezogen und einladend haben sie dafür geworben, sich für Reformen in der Kirche einzusetzen und sich persönlich einzubringen. Alles andere als plakativ haben sie deutlich gemacht: „Kirche“ sind nicht nur die Amtsträger, „Kirche“ sind alle Getauften und Gefirmten. Auf sehr persönliche Weise haben sie an den allgemeinen Glaubenssinn des Volkes Gottes erinnert, den das Konzil eben auch definiert und neben die Lehrautorität der Kirche gestellt hat.

Bewegte Zeiten – Kirche in ihrer ganzen Bandbreite.

Die biblischen Texte heute werfen ihr eigenes Schlaglicht darauf.

Im Evangelium verheißt Jesus seinen Jüngern den Beistand, den Geist.

In der Apostelgeschichte werden wir Zeugen einer Konfliktlösung.

Und in der Offenbarung hören wir von einer weit ausgreifenden Vision.

Mit diesen drei Texten möchte ich unsere Situation von Kirche heute kurz beleuchten.

„Der Beistand aber, der Heilige Geist, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“, verheißt Jesus seinen Jüngern vor seinem Abschied.

Ein Beistand kommt in Verwaltungs- und Gerichtsverfahren vor. Was er vorbringt, gilt wie als von dem Beteiligten selbst vorgetragen. Er springt also einem anderen zur Seite.

Einen solchen Beistand verheißt Jesus denen, die ihm nachfolgen.

Die Worte, die der Evangelist Johannes Jesus in den Mund legt, sind in eine Situation hineingesprochen, in der die ersten Christengemeinden bereits in einen Alterungsprozeß gerieten. Da stellte sich die Frage, wie die Kontinuität zum Ursprung, das Bleiben in Christus, gewahrt werden kann bei gleichzeitiger Suche nach geistlicher Erneuerung.

„Der Wind (sprich: der Geist) weht, wo er will“, sagt Jesus im Gespräch mit Nikodemus.

Heute habe ich den Eindruck, dass die höheren amtlichen Ebenen der Kirche diesen Geist eher in die Flasche sperren – und sich dann wundern, dass er nicht mehr weht.

Wieviel selbstverständliches Vertrauen in das Wirken des Geistes die junge Gemeinde hatte, davon legt die Apostelgeschichte ein beredtes Zeugnis ab.

In der Lesung heute hören wir von einem handfesten Konflikt: „Müssen die zu Christen gewordenen Nichtjuden die jüdischen Gebote halten oder nicht?“

Das war die Frage, die auf dem sogenannten Apostelkonzil verhandelt wurde. Wenn man das Kapitel in ganzer Länge liest, spürt man: Hier ging es um die Existenzfrage der jungen Kirche!

In offener Auseinandersetzung wird die Frage erörtert, inwieweit sich die Christengemeinde an die überlieferte Tradition halten oder inwieweit sie sich öffnen muss, um der Ausbreitung des Evangeliums einen Weg zu bahnen. Um der Einheit willen hat in diesem Konflikt die Mehrheit Rücksicht auf die Minderheit genommen.

Ein kreativer Umgang mit der Tradition – und eine beispielhafte Konfliktlösung obendrein!
Ohne diese mutige Entscheidung wäre das Christentum eine regionale Erscheinung geblieben.

Im Gesamtfluß des Textes setzt Petrus, mit dem Paulus zuvor heftigst gestritten hatte, wie selbstverständlich voraus, dass der Geist Gottes auch den Heiden gegeben ist. Welch eine mutige und gelassene Umgangsweise mit neuen Formen und Adressaten des Glaubens!

Was wäre es für ein Segen, die Amtskirche würde nicht gleich reflexartig einer Initiative wie Maria 2.0 unterstellen, sie hätte keinen geistlichen Tiefgang oder das Anliegen des Glaubens nicht richtig begriffen. Und stattdessen würden alle Beteiligten erst einmal aufeinander hören!
Und dann nicht die gewählten Protestformen diffamieren und zur Debatte machen, sondern ernsthaft inhaltlich und offen über die angezeigten Themen ins Gespräch kommen!

Und nicht nur ins Gespräch kommen, sondern auch mutig Taten folgen lassen!

Wenn mich mein Eindruck nicht täuscht, wird die Einheit der Kirche – zumindest hierzulande – schon seit längerer Zeit nicht von unten, sondern von oben aufs Spiel gesetzt.

Welch ein anderes Zeugnis gibt die junge Kirche in der Apostelgeschichte!

Das Apostelkonzil macht deutlich: Manchmal muss eine Tradition aufgegeben oder zumindest differenziert werden – um des größeren Ganzen und um einer geistgewirkten Zukunft willen. Und das im vollen Bewußtsein dessen, dass die Gestalt der Kirche immer nur eine vorläufige sein kann. Sie ist nur das Vehikel für das Größere Ganze, für das Reich Gottes. Und oft genug ein verbeultes und quietschendes dazu. Genau das könnte ermutigen, nicht jeder Form in der Kirche einen Ewigkeitswert zu verleihen, sondern sich dem Wandel zu stellen.

Und da muss man deutlich differenzieren zwischen den wirklichen Glaubensfragen und den nachgeordneten disziplinarischen Dingen. Mit der Aussage von der „Hierarchie der Wahrheiten“ hat das Zweite Vatikanische Konzil dazu eine klare Empfehlung gegeben, die ihrer Beachtung und Umsetzung immer noch an (zu) vielen Stellen harrt.

Bewegte Zeiten in der Kirche. Im Grunde war das fast immer so.

Die Lesung aus der Offenbarung malt in dieser Weggeschichte eine großartige Vision: Das Bild vom himmlischen Jerusalem, von der Stadt Gottes. In dieser Stadt von sagenhafter Größe und Schönheit, ausgezeichnet durch ein vollkommenes Ebenmaß, sieht man keinen Tempel mehr. Damit deutet der Seher Johannes den bedrängten Gemeinden an, dass die römische Zentralmacht – trotz allen Imponiergehaves – im Grunde ein falscher Gott ist, weil die wahre Macht woanders wohnt: in Jerusalem, in der himmlischen Stadt.

In dieser Stadt gibt es keinen Tempel mehr. Und damit auch keine Priester und keinen Kult. In dieser Stadt ist Gott selbst der Tempel der Menschen. Die Menschen werden so voll von der Erkenntnis des Herrn sein, dass es keinen Tempel aus Stein mehr braucht – und damit auch keine Kirche.

Die Offenbarung erinnert uns daran, dass die Gestalt dieser Welt vergeht – und auch die Gestalt der Kirche damit eine vorläufige ist, ein Vehikel, Mittel zum Zweck – und nicht mehr.

Das könnte uns in den gegenwärtigen Debatten die Zuversicht schenken, offener an die Fragen heranzugehen und aus bewegten Zeiten bewegende Zeiten werden zu lassen.

Ich wünsche mir, Sie sind dabei!